

BUD SPENCER

ICH ESSE ALSO BIN ICH

MANGIO ERGO SUM -
MEINE PHILOSOPHIE
DES ESSENS



SCHWARZKOPF & SCHWARZKOPF

MIT LORENZO DE LUCA

BUD SPENCER

**ICH ESSE,
ALSO BIN ICH**

**Mangio ergo sum –
meine Philosophie des Essens**

Mit Lorenzo De Luca

Aus dem Italienischen von Marion Oechsler

SCHWARZKOPF & SCHWARZKOPF

INHALT

VORWORT

Die Nacht, in der Carlo Bud eine Lüge aufsticht

7

1. DESCARTES ALLA MURGIANA

Das erste Gastmahl oder Mit vollem Magen philosophiert's sich besser

15

2. BABÀ ALLA GALILEI

Ein Sonnensystem aus Orangen und Nüssen

33

3. DER TINTENFISCH HEILIGT DIE MITTEL

Ein fürstliches Mahl mit machiavellistischem Ausmaß

55

4. PIZZA ALLA KANT

Keine Königsberger Klopse, aber ein Weltkulturerbe!

73

5. SFOGLIATELLE ALLA SOKRATES

Puderzucker statt Schierlingsgift

91

6. PLATONISCHES CASATIELLO

Sich nur kein Ei aus der Krone brechen

105



7. LASAGNE ALLA VOLTAIRE
Das Kolosseum und Käsekruste
123

8. FRESELLA ALLA SCHOPENHAUER
Ein Schmied, Askese und trocken Brot
145

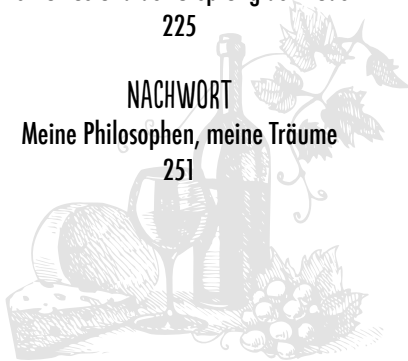
9. PASTIERA ALLA SIGMUND
Der Traum vom Traum einer Hochzeitstorte
165

10. FISCHSUPPE ALLA ROUSSEAU
Kindererziehung und Neptuns Schätze
183

11. AUBERGINENAUFBLAU ALLA EPIKUR
Lirum, Larum, Simulakrum
203

12. DIEBESGRÜSSE AUS SHANGHAI
Konfuzius und der Ursprung der Nudel
225

NACHWORT
Meine Philosophen, meine Träume
251



In italienischer Manier sind die Mengenangaben
in diesem Buch eher ganz nach Gusto als streng nach Maß.
Denn wie Carlo sagen würde: *Futteténne!*



DIE NACHT, IN DER CARLO BUD EINE LÜGE AUFTISCHTE

[in Himmel aus Granit hüllte Rom in eine dunkle und feuchte Umarmung, wie eine Geliebte, die dich im Dunkeln an sich drückt und mit Tränen überschüttet ...

Was für ein Bild! Als Anfang für einen Kriminalroman gar nicht schlecht, oder? Das Problem ist nur: Ich bin nicht Edgar Allan Poe und auch nicht Stephen King. Düstere, stürmische Nächte wecken keine gruseligen Vorstellungen in mir. Das höchste der Gefühle ist ein wütendes Brummen, wenn ein wirklich lauter Donnerschlag es mal schafft, mich aus dem Schlaf zu reißen. Aber selbst dann grunze ich nur irgendwas, drehe mich auf die andere Seite und setze mein Rendezvous mit Morpheus genau da fort, wo es unterbrochen wurde. Nächtliche Monster und Geister überlasse ich denen, die den Genuss eines weichen Kopfkissens nicht zu schätzen wissen. So ist es, seit ich denken kann, auch als Kind konnten mir Dunkelheit oder Gruselgeschichten keine Angst einjagen. Ich bin eben von Natur aus eher der gelassene Typ oder auch einfach gestrickt, wenn ihr so wollt.

Aber von Schlaf konnte in jener Nacht keine Rede sein. Hellwach wie ich war, saß ich auf dem Wohnzimmersofa vor dem Fernseher. Doch trotz seiner beträchtlichen Ausmaße (die meiner noch beträchtlicheren Kurzsichtigkeit geschuldet sind) ignorierte ich ihn und schenkte meine ganze Aufmerksamkeit den Rinnsalen der Regentropfen an der Fensterscheibe. Im Licht des Balkons konnte ich zusehen, wie sie sich unterschiedlich schnell in schnörkeligen Bahnen hinabbewegten. Ich machte mir einen

Spaß daraus, gegen mich selbst zu wetten, welches von zwei Rinnsalen als erstes unten ankommen würde.

Die nassen, unregelmäßigen Bahnen der Wassertropfen sahen aus, als hätten Geisterhände lustig ihre krummen Linien von oben nach unten gezeichnet. Ab und zu bogen die Rinnsale nach rechts oder links ab, je nachdem, in welche Richtung der Wind sie trieb. Aber im Grunde hatten sie alle das gleiche Ziel: sich ganz unten angekommen zu verflüchtigen, im Ganzen aufzulösen. Dort, wo sich Wasser mit Wasser vermischte, das schon bald getrocknet sein und von dem nichts übrig bleiben würde. Was mich wiederum zu vagen existenzialistischen, ja philosophischen Reflexionen inspirierte. Denn ist dies nicht auch das menschliche Schicksal, unser aller Bestimmung, in unserem eigenen Tempo und in unseren eigenen Bahnen dieselbe Einbahnstraße hinunterzulaufen?

Aus dem Leben kommt man nicht lebend raus, hat mal einer gesagt. Ich versuchte krampfhaft, mich zu erinnern, wer, aber der Name entzog sich mir ebenso wie der Schlaf. Andererseits war es immer noch besser, mir müßige Fragen zu stellen, als den wahren Grund für meine Schlaflosigkeit zuzugeben: Ich hatte Hunger!

Ein trauriges, von unbegabten Musikern veranstaltetes Konzert spielte sich in meinem hohlen Bauch ab. Ihr kennt das vielleicht: Der Magen meldet sich selten, wenn ohnehin klar ist, dass nichts zu essen im Haus ist. Doch er tobt vor allem dann, wenn man direkt neben einem Kühlschrank sitzt, der so riesig ist, dass er in einem Werbespot für überdimensionale Kühlschränke auftreten könnte. Die Geräusche aus jenem dunklen Loch – meinem Magen – waren jener Zwangsdiät geschuldet, der ich mich seit einiger Zeit unterziehen musste. Und diese bildete ganz klar eine Gegenanzeige zum kulinarischen Stil der 85 Jahre, die ich inzwischen auf dem Buckel hatte.

Wer mich kennt, weiß, dass die Angst vor dem Tod in Bud Spencers riesigem Körper und auch in dem seines bescheideneren Gastgebers Carlo Pedersoli keinen Platz hat. Wenn überhaupt, ist da Neugier: eine Lust darauf, hinter die Kulissen zu schauen. So

wie ein kleiner Junge sein Spielzeug zerlegt, um herauszufinden, wie es funktioniert.

Natürlich habe ich nicht die geringste Eile, diese Neugier zu stillen, aber ich lebe auch nicht in ängstlicher Erwartung. Nein, nach einem Leben wie meinem ist Angst ein Luxus, den ich mir nicht erlauben kann. Im Krieg habe ich Angst erlebt, als ich auf der Suche nach Arbeit in ferne Länder ausgewandert bin, jeden Fall und Aufstieg in meinem Leben hat sie begleitet – und das waren, wie die Leser meiner beiden Autobiografien vielleicht wissen, nicht gerade wenige. Es schiene mir einfach pathetisch, jetzt, da mein letzter Lebensabschnitt ganz natürlich zu Ende geht, in Angst und Schrecken zu verfallen (Aber was sage ich – mein vorletzter natürlich! Auf geht's!).

Der Tod jagt mir also keinen Schrecken ein, Geister schon gar nicht, aber mit dem Hunger ist es so eine Sache ... Körperliche Schmerzen können mir kaum etwas anhaben, ich bin außergewöhnlich resistent gegen Müdigkeit und Alkohol hat abgesehen von dem ein oder anderen homerischen Umtrunk auf dem Oktoberfest nie eine Rolle in meinem Leben gespielt. Migränen und Alltagsorgen, auch Diskussionen mit meiner Frau Maria kann ich wegstecken, ja, selbst die erdrückende Tatsache, dass sie meistens recht hat (besonders, wenn sie Verstärkung von meinen beiden Töchtern bekommt). Und auch mit meinem Sohn Giuseppe vertrage ich mich bestens, obwohl der in Sachen Gewissenhaftigkeit und Pünktlichkeit das genaue Gegenteil von mir ist (und es mir auch bei jeder Gelegenheit auf die Nase bindet!). Mit Hunger dagegen ...

Der Arzt hatte mir eine knallharte Diät verordnet, die genau vorschrieb, was und wie viel ich morgens, mittags und abends zu mir nehmen durfte. Maria, die ihn freiwillig bei uns zu Hause vertrat, befolgte skrupellos alle Regeln und zwang mich, mein Versprechen zu halten. »Zu meinem eigenen Wohl« natürlich. Maria schien längst jene Zeit vergessen zu haben, als wir gemeinsam zu einer noch härteren Diät in einer Privatklinik in weiß der Kuckuck wo, verdonnert wurden. Dort ging es zu wie in einer

Strafkaserne, und wir wussten uns damals nicht anders zu helfen, als im wahrsten Sinne des Wortes aus dem Fenster zu springen. Doch diese Lösung kam nun in meinem Haus nicht infrage. Ich wohne im obersten Stockwerk. Und auf Marias Solidarität konnte ich nicht zählen, sie war schließlich »zum Feind« übergelaufen und bürgte für meine Abstinenz von lukullischen Gelagen.

Also versuchte ich vergeblich, mich mit Fernsehen abzulenken, und zappte mich durch das gesamte Programm. Doch je hungrier ich wurde, desto kürzer war meine Konzentrationsspanne. Ich stolperte über die milliardste Wiederholung von *Psycho*, dem alten Klassiker von Sir Alfred Hitchcock. Auch wenn ich kein großer Fan von Gruselfilmen bin, einfach weil sie mich mehr langweilen als gruseln, hatte dieser Film es doch geschafft, mich zu verblüffen. Anfangs denkt man, die Geschichte würde sich um die Figur der aufreizenden Janet Leigh drehen, die Geld unterschlägt und anschließend flieht. Doch dann wird sie nach einer halben Stunde in ihrem Motel unter der Dusche erstochen und der Geschäftsführer, Anthony Perkins, entpuppt sich als Psychopath. Es ist ein Film, der mit dem Publikum spielt, indem sich mittendrin einfach die Handlung und die Protagonisten ändern.

Ein bisschen wie in meinem Leben, schoss es mir durch den Kopf. Auch ich hielt lange einen anderen, nämlich Carlo Pedersoli, für die Hauptfigur, bis mit einem Schlag Bud Spencer die Bühne betrat. Aber so ähnlich ergeht es wahrscheinlich allen, im Guten wie im Schlechten. Wann haben wir schon mal wirklich die Fäden in der Hand und werden nicht nur gelenkt? Da war er wieder, der Existenzialismus, schon zum zweiten Mal schaute er in dieser Nacht vorbei. Schuld daran ist mein »KSS«, Akronym für das »Kühlschrankbedingte Schlaflosigkeits-Syndrom« (ihr könnt die Medizin-Lexika wieder zuklappen: ich habe es erfunden, während ich diese Zeilen schrieb).

Doch plötzlich nahm ich in meinem nebligen Gehirn, das nur philosophierte, um nicht an Essen zu denken, ein dumpfes Echo wahr. Wie der Gesang einer Sirene lullte mich der unwidersteh-

liche Klang eines einzigen Wortes ein: Jemand redete von Abendessen ... Hatte ich richtig gehört? Ja, tatsächlich: ABENDESSEN! Ich konzentrierte mich wieder ganz auf den Fernseher: Es war der Killer aus *Psycho*, der die Blondine zum Essen einlud.

Sie nimmt die Einladung an – und was macht er? Sie in ein schönes Restaurant führen? Ihr bei sich zu Hause ein Festmahl zaubern? Sollte man meinen! (Sicher, zu Hause hat er natürlich die mumifizierte Leiche seiner Frau Mama versteckt ...) Doch stattdessen speist er sie mit zwei armseligen Sandwiches und einem Glas Milch ab. Wie einfalllos!

Genauso plötzlich, wie ich aufgefahren war, sank ich wieder ins Sofa zurück und dachte: *Mein lieber Hitchcock, du und ich, wir haben doch beide eine schöne Wampe und eine Leidenschaft für gutes Essen. Wie kann es da sein, dass dir nichts Appetitlicheres einfällt als das?* Mein Magen stimmte mit einem lauten Brummen in meinen Protest ein und ich betätigte die Fernbedienung ... Da wollte mich doch einer in die Pfanne hauen: In der nächsten Sendung veranstalteten ein paar Amateure ein Kochduell! Das Essen war schlecht zubereitet, mit Kochkunst hatte es sicherlich nichts zu tun, aber nach meinem dürftigen Abendessen regte selbst das meinen Appetit an.

Ich schaltete wieder um – und was hatten wir da? Eine Dokumentation über das letzte Abendmahl (unter diesen Umständen – Jesus, Leonardo und Papst Franziskus mögen mir verzeihen – hörte ich nur »Abendmahl«, »letztes« hin oder her). Ich zappte weiter: Auf dem nächsten Sender begann genau in diesem Moment ein Film und der Titel lautete ... *Fame*, Englisch für Ruhm, aber Italienisch für das dringende Bedürfnis nach Essen. Und mir als Italiener entging diese Doppeldeutigkeit natürlich nicht. Mein Finger drückte schnell wieder auf die nächste Taste: eine Dokumentation über Descartes, den Typen, der sich *cogito ergo sum* (»Ich denke, also bin ich«) ausgedacht hatte. Was für ein elegant formulierter Stuss! »Wer nicht isst, der ist nicht, so sieht es aus, mein lieber Descartes«, ich redete mit mir selbst wie ein Verrückter.

Automatisch zappte ich weiter. Irgendwo musste doch eine Sendung laufen – die Spätnachrichten meinerwegen oder ein Interview mit einem Politiker–, zu der ich gut einschlafen konnte.

Ich versuchte es mit Schäfchenzählen. Aber kaum waren sie über den Zaun gesprungen, hatten sie sich in meinem Kopf auch schon in herrlich duftende Koteletts verwandelt. Um dem Schlaf ein wenig nachzuhelfen, begann ich schließlich, an meine Filme zu denken. Normalerweise schlafe ich dabei sofort ein. Es ist nämlich so, dass ich so ziemlich alles am Film spannend finde (von den Regisseuren bis zu den Stuntmen), außer mir selbst – doch alles, was mir in den Sinn kam, war das Catering am Set. Ich überlegte schon, ob ich Terence Hill anrufen sollte, um mir die Zeit zu vertreiben. Dank des Zeitunterschieds zwischen hier und den USA wäre er sicherlich noch wach. Aber da stieß ich endlich auf einen Film, der bereits begonnen hatte und Gutes verhiess: Was könnte weniger mit Essen zu tun haben als ein Haufen Menschen, die sich in einem Haus verschanzen und Türen und Fenster verbarrikadieren? Das sah doch nach einer schönen Belagerungsszene aus und Essen war bestimmt das Letzte, woran diese Menschen dachten. Wer auch immer sich vor dem Haus herumtreiben mochte und die Leute drinnen bedrohte – Anhänger des Ku-Klux-Klans vielleicht, jedenfalls sprach einer der Insassen, ein Farbiger, von einer Horde gefährlicher Typen –, mir war alles recht, solange sie kein Essen ins Spiel brachten. Ich drückte die Info-Taste, um den Titel zu erfahren, und las: »*Die Nacht der lebenden Toten*, 1968 ... Handlung: Sieben Personen verbarrikadieren sich in einer Fabrik, die von einer Horde hungerriger Zombies und Kannibalen belagert wird ...«

Jetzt reicht's, dachte ich, *die haben sich doch alle gegen mich verschworen!* Schon wieder ging es um Essen, auch wenn diese Art Gelüste vielleicht nicht jedermanns Sache waren.

Ich schaltete den Fernseher aus, brummte etwas in meinen Bart und machte mich auf den Weg ins Bett – ganz langsam, um Morpheus Zeit zu geben, sich auf dem kurzen Weg doch noch zu mir zu gesellen. Ich wartete noch immer auf ihn, auf jenen traumlosen

Schlaf, den sich auch Shakespeares Hamlet herbeisehnt. Wenn ich übrigens Hamlet gespielt hätte, hätte ich statt eines Schädels ein ordentliches Brathähnchen in der Hand gehalten, darauf könnt ihr wetten («Essen oder Nichtessen ...«).

Doch meine Füße schienen ihren eigenen Willen zu haben und liefen in die entgegengesetzte Richtung. Während mein bewusstes *Ich* damit rechnete, im Schlafzimmer zu landen, führte mich mein *Es* (oder mein Magen, um das Kind beim Namen zu nennen) geradewegs in die Küche. Ich lehnte die Tür an, schaltete das Licht ein und rieb mir die Hände, während ich zielsicher auf den Kühlschrank zusteuerte, so als ... als ... Na ja, also, sagen wir so: Wenn der Kühlschrank Tokio war, war ich Godzilla, falls ihr wisst, was ich meine. Es war nicht einmal ein Vorhängeschloss dran – so weit war meine liebe Familie tatsächlich schon einmal gegangen. Mich trennte also nur noch eine Armlänge vom Inhalt des Kühlschranks.

Es ist schon erstaunlich, wie schnell sich gute Vorsätze in Luft auflösen, sobald einen das Fressfieber packt. Aber es war ja mehr als das: Dieser riesige Körper, den ich mir nun wirklich nicht ausgesucht hatte, wollte versorgt werden. Ansonsten würde ich nie einschlafen, so viel stand fest. Ich hatte auch nicht vor, den Kühlschrank komplett auszuräumen – nur ein klitzekleines bisschen naschen, wie Bud Carlo immer wieder versicherte. Was natürlich eine handfeste Lüge war.

Ich weiß nicht mehr wer, aber irgendein Philosoph hat mal gesagt, dass die Taten, nach denen es uns gut geht, moralisch sind und die, die wir bereuen, unmoralisch. Wie auch immer, eins wusste ich ganz genau: Wenn ich gegessen haben würde, würde es mir gut gehen, und zwar so richtig, und wenn ...

Leer ... LEER! – Ich verlor den Faden, als ich entsetzt in die gähnende Leere des Kühlschranks starrte. Nur ein Zettel mit Marias Handschrift hing dort: »KOMM SCHLAFEN!« Kein Wunder waren mir keine Vorhängeschlösser begegnet. Ich war zwar eigentlich berühmt für meine Unberechenbarkeit (wie damals, als ich unser Haus in Rom verließ, um Zigaretten zu holen,

und zwei Tage später aus New York anrief), weshalb mich meine Familie liebevoll *marziano*, den Marsmenschen, nannte. Aber mein Hunger war und blieb meine Achillesferse, mein Kryptonit. Es brauchte keinen Sherlock Holmes, um herauszufinden, was ich im Schilde führte, Inspektor Zenigata aus *Das Schloss des Cagliostro* hätte es auch getan.

Ich knallte die Tür wieder zu und schrie mit den Worten »ICH ESSE, ALSO BIN ICH!« meinen Protest in die Welt hinaus. Die Dokumentation über Descartes spukte offenbar noch in meinem Kopf herum. Ich hatte den Satz nur ein wenig abgeändert und ihm meinen ganz eigenen Anstrich verpasst.

»Nein, das ist ungenau: Ich *denke*, also bin ich!«, korrigierte mich jemand. Erschrocken fuhr ich herum – weniger, weil ich sozusagen in flagranti erwischt worden war, sondern weil mir der strenge Tonfall durch Mark und Bein ging.

Vor mir stand ein vornehmer Herr, der aussah wie einem Gemälde aus dem 17. Jahrhundert entsprungen. Er setzte seinen großen Hut mit dem Federbusch ab und machte eine Vorbeugung. Zwischen den Strähnen seiner Lockenperücke entdeckte ich seine leuchtenden Augen. »Ihr erlaubt«, sagte er, »René Descartes. Aber für Euch, *l'Italien*, einfach nur Cartesio, *mon ami*.«



*Das erste Gastmahl oder Mit vollem Magen
philosophiert's sich besser*

1596 geboren, erhält René Descartes zunächst eine klassische und mathematische Ausbildung am Jesuitenkolleg von La Flèche und legt später ein juristisches Examen an der Universität Poitiers ab. Doch sein Studium lässt ihn unbefriedigt: Er hat das Bedürfnis, zu den Ursprüngen der Dinge, die ihn gelehrt werden, vorzudringen, um ihr genaues Wesen zu bestimmen. Ein Renitenter sozusagen.

Aber noch ist der Moment für ihn nicht gekommen: Zunächst liebäugelt er mit einer Militärlaufbahn und verlässt seine Heimat Frankreich, um sich in Holland dem Heer von Moritz von Nassau anzuschließen. Die Frage, ob er zukünftig lieber mit dem Säbel oder mit dem Verstand austeilen will, beantwortet er 1619 schließlich – dank dreier visionärer Träume – zugunsten der Forschung. Und ist drei nicht auch eine heilige Zahl?

1629 zieht er nach Holland und wird 20 Jahre später von der Königin Christine von Schweden nach Stockholm an ihren Hof berufen. Ein Jahr darauf, mit nur 54 Jahren, stirbt er. In der Zwischenzeit aber ist es ihm gelungen, das gesamte zeitgenössische und spätere europäische Denken zu beeinflussen, nicht ohne

seinen neidischen Kollegen und hoffnungsvollen Nachfolgern mächtig Kopfzerbrechen zu bereiten. Er war besessen von der Suche nach unbezweifelbaren Methoden, mit denen sich die Welt und ihre Dinge definieren ließen. Dabei strebte er nach unfehlbaren, ja besseren Mitteln als jene von den Studenten eher passiv absorbierte akademische Lehre, der es an Rigorosität fehlte. Ich wette, in den Augen seiner Dozenten war er eine gewaltige Nervensäge – wie jedes respektierte Genie.

Und so gelangte er zu dem Schluss, dass man alles, wirklich alles anzweifeln könne, nur eines nicht: dass man in dem Moment, in dem man denkt, existiert. Daher sein unvergängliches *cogito ergo sum* und der berühmte kartesianische Dualismus zwischen *Res cogitans*, dem denkenden Subjekt, und *Res extensa*, der Welt der materiellen Dinge, der Objekte.

Descartes kämpfte im Wesentlichen gegen die Erstarrung des Denkens, die durch stumpfes Lernen bewirkt wird. Er war der Meinung, dass man das Warum und Weshalb der wahrgenommenen und objektiven Welt begreifen müsse. Die Traditionen müssten überwunden, wenn nötig revolutioniert, in jedem Fall aber aufpoliert werden. Wollte man ins Zeitalter der Moderne eintreten, müsste man sich jeglicher veralteter und erworbener Schemata ehrfurchtslos entledigen. Und dies ist der modernste Beitrag des Franzosen zur Geschichte des Denkens.



Ihr haltet mich jetzt vielleicht für verrückt (eine Eigenschaft, von der ich wohl auch nicht gänzlich frei bin), aber einen toten Philosophen in meiner Küche zu haben, fand ich viel weniger bizarr als seinen komischen französischen Akzent. Er sprach wie Inspektor Clouseau in *Der rosarote Panther*.

Descartes lief ein wenig herum und betrachtete die technologischen Errungenschaften, die jemandem aus seiner Epoche

natürlich neu waren. Ganz besonders interessierte er sich für das heiß geliebte Objekt meiner Begierde: den Kühlschrank. Ich wollte ihm erklären, was es damit auf sich hatte, aber genial, wie er war (wir haben es hier immerhin mit Descartes zu tun und nicht mit dem Kleinen, dem Bruder vom müden Joe¹), hatte er es schon erfasst. Er drehte Runde um Runde in meiner Küche und nahm alles genauestens unter die Lupe, wobei er auf seine gekünstelte Art versuchte, sein Staunen zu verbergen. Da fiel mir plötzlich ein, dass ich mich im Gegensatz zu ihm noch gar nicht vorgestellt hatte. Aber sollte ich französisch oder italienisch mit ihm reden? Ein paar Wörter Französisch konnte ich, also sagte ich vorsichtig: »*Je suis Monsieur* Bud Spencer.«

Descartes lachte sich in den Bart – im wahrsten Sinne des Wortes, denn er trug wirklich einen – und antwortete zu meiner Erleichterung: »Sprecht ruhig italienisch, es wurde übrigens mit Dante zur Sprache des europäischen Humanismus. Ich selbst beherrsche sie einigermaßen, wie Ihr vielleicht festgestellt haben werdet.« Ich erinnerte mich vage, dass ich als Jugendlicher tatsächlich irgendwo darüber gelesen hatte: Italien galt vor ein paar Jahrhunderten in der zivilisierten Welt als kultureller Stern am Himmel und in den international angesehensten Salons war es üblich, italienisch zu sprechen. Oder, wie man heute sagen würde, »trendy«! Ein ausländischer Gelehrter, der zur internationalen intellektuellen Elite gehören wollte, ließ keine Italienreise aus, um die Kultur der Renaissance zu studieren und sich ein paar Brocken Italienisch anzueignen. Kurz und gut, Italienisch war damals eine Weltsprache, und insofern war es nicht verwunderlich, dass ein Philosoph wie Descartes beweisen wollte, dass er sie beherrschte.

»Okay, wie du willst ... ich meine, wie Ihr wollt!«, gab ich höflich zurück.

»Okäi? Was hat dieser Ausdruck denn zu bedeuten?«

¹ »*Vier Fäuste für ein Halleluja*« oder »*Der Kleine und der müde Joe*« (Orig. »... *continuavano a chiamarlo Trinità*«), 1971

Er war eindeutig aus dem 17. Jahrhundert. Ich erklärte ihm, dass es die typisch amerikanische Art war, »in Ordnung« zu sagen, aber damit verwirrte ich ihn nur noch mehr. Amerika wurde zwar lange vor seiner Geburt entdeckt, war aber noch kein unabhängiges Land mit einer eigenen Sprache, dessen Gesetze, Sitten und Gebräuche den Rest der Welt beeinflussten.

Doch ich beschloss, das Thema nicht weiter zu vertiefen, denn ich wollte ihn nicht noch mehr verwirren. Außerdem hatte ich ganz andere Probleme.

»Ich möchte nicht unhöflich erscheinen, aber wenn ich mir vorstelle, dass ich gerade dem Gründer der neuzeitlichen Philosophie gegenüberstehe, wird mir schwindelig. Ich meine ... Herr Professor ... Ihr müsst verstehen ...« Aber wie sollte er bei dem Gestammel durchblicken, wenn ich selbst nicht mehr verstand, was ich da redete?

Descartes blieb direkt vor meiner Nase stehen und fixierte mich mit einem stechenden Blick, als hätte er eine Schießbudenfigur im Visier. Er schien die Situation um einiges besser zu begreifen als ich, denn er setzte meiner Verlegenheit ein Ende, indem er sagte: »Oui, ich verstehe Eure Frage sehr gut, *Monsieur*: Was habe ich hier zu dieser späten Stunde ohne Einladung in Eurem Haus verloren?«

Ich frage mich in der Tat, was Ihr hier verloren habt, zumal Ihr vor fast vier Jahrhunderten abgeschmiert seid, dachte ich, behielt es aber für mich. Ich wollte ihn nicht beleidigen, und abgesehen davon wusste ein Teil meines Gehirns ganz genau, dass er eine Halluzination war, die mir der Hunger beschert hatte. Und ich konnte jetzt nicht auch noch anfangen, eine Halluzination zu beleidigen!

Der Knirps hängte seinen Hut über die Stuhllehne und sah mich erwartungsvoll an. Über den Hunger und die Müdigkeit hatte ich wohl versäumt, ihm einen Stuhl anzubieten. Wir wissen ja, wie viel Wert die Franzosen auf ihre Etikette legen, wahrscheinlich ungefähr so viel wie ich auf einen vollen Kühlschrank. Also rückte ich den Stuhl ein wenig zurück und bot ihm an, sein

philosophisches Hinterteil darauf zu platzieren. Er streifte langsam seine Lederhandschuhe ab und legte sie über den silbernen Griff seines Spazierstocks. Als er sich gesetzt hatte, stieß er einen Seufzer aus und kam endlich zur Sache: »Nun denn, kurioserweise habt Ihr selbst mich gerufen, als Ihr vor wenigen Minuten mein *cogito ergo sum* entstelltet ... Und niemand darf über die Summe meiner Gedanken spotten, ohne bei mir Rechenschaft abzulegen. Ob Ihr ein bemerkenswerter Philosoph oder einfach nur ein bemerkenswerter Dickwanst seid, spielt keine Rolle. So oder so befinde ich mich nun in Eurer geschätzten Gegenwart und erwarte freundlichst eine Klärung Eurerseits ... Nun denn, ich höre?«

»Was? Außer ›nun denn‹ hab ich nur Bahnhof verstanden«, gab ich zurück. Dabei war mein Gesicht ohnehin für jeden ein offenes Buch, für ein Genie also sowieso. Er seufzte wie ein geduldiger Lehrer, der es mit einem dummen Schüler zu tun hat. Dann redete er auf seine geschwollene, pseudo-bescheidene Art weiter und forderte eine Erklärung oder Entschuldigung von mir. Es hatte ganze zehn Minuten gedauert, bis ich begriff, was er von mir wollte.

»Herr Professor, es ist so: Ich wollte Euch wirklich nicht vergackeiern, aber ein Mensch, der nicht gegessen hat, kann auch nicht denken. Denken ist ein Zeitvertreib für Menschen mit vollen Bäuchen. Ich meine, wenn das Auto vollgetankt ist, kannst du jederzeit starten, aber wenn nicht ...«

»Das Auto?«, unterbrach er mich verwirrt.

Schon wieder ein Fettnäpfchen! Im 17. Jahrhundert gab es natürlich noch keine Autos, ich musste also einen Gang zurückschalten: »Wenn du keine Pferde vor die Kutsche spannst, bewegt sie sich keinen Millimeter. Ihr müsst mich entschuldigen, falls ich Euch aus Versehen beleidigt habe. Ich würd den Teufel tun ... also ich meine, es käme mir nie in den Sinn, Euch zu beleidigen, das fehlte gerade noch ... Ihr seid schließlich ein Philosoph, dessen Denken auf der ganzen Welt gelehrt wird!«

»Auf der ganzen Welt, ist das wahr? Nun ja, das nenne ich durchaus zweckdienlich!«